



# Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 74

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Februar 1956

## Die Hansestädte und unsere Heimat im Mittelalter

Viel ist bereits zur Erforschung der mittelalterlichen Verhältnisse im Gebiet des nördlichen Elbe-Weser-Raumes getan worden. Durch entsagungsvolle und hingebende Kleinarbeit sowie in großrahmigen Untersuchungen und Darstellungen, die alle Einzelheiten des Rechts, der Verwaltung und der Wirtschaft in ein zeitnahe Bild verschmelzen ließen, konnte an vielen Stellen Licht in das über dem Mittelalter lastende Dunkel gebracht werden. Männer vom Range eines G. v. d. Osten, Heinrich und Eduard Rütger, E. von Lehe, R. Wiebalck, B. E. Siebs und R. Cappel, um nur einige der bedeutendsten Namen zu nennen, haben nicht zuletzt hier ihre besonderen Verdienste. Gerade sie haben bei aller liebevoller Versenkung in die Einzeldinge auch die geschichtliche Wirklichkeit der jeweiligen Zeitabschnitte, gleichgültig in welchem Bereich mittelalterlichen Lebens, zu erfassen verstanden.

Durch das Ausscheiden einiger gewichtiger Forscher ist leider eine fühlbare Lücke für die mittelalterliche Heimatforschung entstanden, die sicherlich nur langsam und allmählich wieder ausgefüllt werden kann. Vielleicht hat auch die Annahme, für das Mittelalter sei bereits alles getan, zu einer Minderung der Bemühungen auf diesem Gebiet der Heimatgeschichte geführt. Ohne Zweifel ist diese Annahme nicht richtig. Im Gegenteil! Trotz mannigfacher Bearbeitungen sind zum Beispiel die mehr als 60 Urkunden aus der Zeit von 1100 bis 1300, die das Gebiet des heutigen Kreises Wesermünde betreffen, noch nicht alle ausgewertet. Auch das Archiv zu Alt-Lüneburg, dessen älteste Urkunde aus dem Jahre 1301 stammt, kann manches zur Klärung spätmittelalterlicher Zustände beitragen und harret noch künftiger Bearbeiter.

Es dürfte weiterhin eine unabdingbare Forderung sein, daß die mittelalterliche Geschichte noch mehr als bisher zum Selbstzweck werden muß. Kaum möglich ist es, Ereignisse, Bräuche und Daten des Mittelalters nur als Vorstufen späterer Entwicklungen zu sehen. Das konnte geschehen, solange von der Frühgeschichte wenig bekannt war und hauptsächlich die neuere Geschichte im Brennpunkt des Interesses stand. Jedoch hat die Urgeschichtsforschung, in den letzten Jahren durch Haarnagel und rührige Heimatpfleger vorangetrieben, ein eindrucksvolles Bild der frühgeschichtlichen Siedlungs- und Kulturgeschichte entwerfen können, das gebieterisch den mittelalterlichen Historiker zur Fortsetzung in seinem Bereich, soweit möglich, fordert. Es geht dabei um die Herstellung der Kontinuität von der Frühgeschichte über das Mittelalter bis zur Moderne zum Zwecke einer Gesamtgeschichte der Heimat. Zwar ist eine Gesamtgeschichte mehr ein ideelles als ein wirklich greifbares Ziel und in absehbarer Zeit auch sicherlich nicht zu erreichen; sie darf als Endziel jedoch nie aus den Augen verloren werden, denn die historische Einzelforschung empfängt erst von ihr einen wesentlichen Teil ihrer Sinngebung. Damit versteht sich, wie wichtig weitere Anstrengungen um das Mittelalter unserer Heimat sind. Die folgenden Zeilen versuchen nun herauszustellen, ob und auf welche Weise der Heimatgeschichte im Mittelalter neue Seiten abgewonnen werden können.

Unbeschadet der bisherigen Forschung ergeben sich neue Ansätze für die Heimatgeschichte, insbesondere ihre Sozial-, Wirtschafts-, Rechts- und Kulturgeschichte durch die Wik- und Stadtforschung. Wie diese für die Heimatforschung nutzbar gemacht werden können, soll in einzelnen Punkten kurz aufgezeigt werden. Dabei wird zugleich der Fortschritt der beiden Forschungsrichtungen, soweit von Belang für das Gebiet des Morgensternbundes, knapp umrissen.

Zunächst die Wikforschung. Es ist wenig bekannt, daß sie, die Forschung über die Keimzellen möglicher städtischer Entwicklung und der

Entstehung von Handelsplätzen im frühen Mittelalter, besonders durch die Initiative des Braunschweiger Dozenten Fr. Timme, einen kaum erwarteten Aufschwung in jüngster Zeit genommen hat. In ihr reichen sich Geschichte und Urgeschichte die Hand und können ein Bild frühmittelalterlicher Zustände wieder freilegen, von dem vor 20 bis 30 Jahren kaum die Umrisse bekannt waren. Dazu nur einige Beispiele! Es ist erwiesen, daß es im Frühmittelalter bereits eine Reihe von Häfen und Märkten in England und Frankreich gab. Niedersachsen aber galt in handelspolitischer Sicht bisher als ein Niemandsland. Die Forschungen

Timmes haben ergeben, daß Niedersachsen schon in und vor den Kreuzzügen einen regen Handel gehabt hat, der sich bis zur spanischen Westküste ausdehnen konnte. Die Binnenflüsse Niedersachsens sahen damals bereits einen ausgedehnten Schiffsverkehr und an ihren Ufern befand sich eine Reihe von Verkaufsplätzen. An der Nordseeküste waren derartige Verkaufsplätze an Stelle des heutigen Cuxhaven ein alter Viehmarkt, der Herdenwik hieß, weiterhin auch Stade, Ihlienworth und Blexen.

Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß durch die Wikforschung für die Frühgeschichte



RAUHREIF

Aufnahme: Dieter Paschke, Hagen

Niedersachsens und auch des engeren Heimatgebietes etwas grundsätzlich und überraschend Neues eingeleitet worden ist. Vor allen Dingen erhebt sie die wirtschaftliche Bedeutung der Heimat in einer Zeit spärlicher Schriftlichkeit in ein helleres Licht. Jüngst hat sich auch die Numismatik (Münzwissenschaft) durch ihren Altmeister W. Jesse von ihrem besonderen Arbeitsbereich her in die Auseinandersetzung um die Entstehung und Verbreitung der Wikorte eingeschaltet. Zu abschließenden Ergebnissen auf diesem Forschungsgebiet ist es noch nicht gekommen. Die Dinge sind hier sehr im Fluß. Sicherlich dürfte aber eine aufmerksame Heimatgeschichtsforschung viel zu einer Klärung der schwebenden Fragen beitragen können, zumal es an Bodenfunden im Elbe-Weser-Dreieck nicht fehlt.

Dem Fachhistoriker ist es eine bekannte Tatsache, daß die Erforschung der mittelalterlichen Stadt seit den letzten 30 Jahren sowohl umwälzende als auch bedeutende Ergebnisse aufzuweisen hat. Das ist vornehmlich ein Verdienst bekannter Stadthistoriker, wie zum Beispiel Fritz Rörig, Hans Planitz, Edith Ennen, Luise von Winterfeld, die neue Furchen auf dem Felde der Stadtforschung gezogen haben. Nicht zuletzt durch die Verschiedenheit ihrer Forschungsrichtungen konnte der „Individualität“ jeder Stadtentwicklung mehr Raum gegeben werden und der Geltungsbereich geschichtlicher Theorien und Dogmen mit ihren oft verhängnisvollen Folgen auf das gehörige Maß zurückgeführt werden. So sind wir heute zumindest in der Lage, die Umriss der deutschen mittelalterlichen Stadt, ihre Verfassung und ihre inneren Verhältnisse wesentlich schärfer zu sehen. Auch die Rolle der Landesherren bei der Erteilung der städtischen Privilegien wird langsam durchsichtiger und befreit sich von dem Nebelkleid anfechtbarer Theorien, das sie bisher umgab. H. Mitteis hat erst vor kurzem zeigen können, daß weniger der König als der jeweilige Landesherr bei der Erteilung der großen Stadtfreiheiten am Ende des 12. Jahrhunderts gewirkt hat. Dazu nur einige Beispiele: es ist für unsere weitere Heimatgeschichte wichtig zu wissen, daß die Stadtrechtsprivilegien von Bremen (1186), Lübeck (1188), Stade (1209), Lüneburg (1247) sicher oder mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sich auf Heinrich den Löwen zurückführen lassen. Für Bremen hat das C. Haase nachgewiesen und für Stade E. Keyser versucht. Dieses alles ist für den Heimatforscher nicht ohne Belang, denn nicht nur in dieser Beziehung, sondern auch in anderer Hinsicht hat der Löwe deutlich seine Spuren im nördlichen Elbe-Weser-Raum hinterlassen.

Was hat nun die Stadtgeschichte, insbesondere die der Städte Hamburg, Bremen und Stade mit der Heimatforschung zu tun? Wer die Urkundenbücher von Hamburg und Bremen kennt, wird die Vielzahl von Sicherheitsverträgen bemerken, die beide Städte zur Wahrung gestrandeten Schiffsgutes mit den Marschen an beiden Flußmündungen geschlossen haben. Hierdurch allein wird schon die Beziehung und gegenseitige Angewiesenheit von Stadt und Land offenbar. Darüber hinaus hat die jüngere Stadtgeschichtsforschung unter richtiger Einschätzung des den Städten innewohnenden großen Potentials deren Kraftfeld auf politischem sozialem und kulturellem Gebiet erkannt. Dadurch wird das Problem Stadt-offenes Land in ihrem gegenseitigen Verhältnis immer mehr zu einem Forschungsanliegen. Diesen Tatbestand hat jüngst P. Johansen in seiner breit angelegten Studie „Die hansische Siedlungsgeschichte und Kartographie“ deutlich ausgesprochen. Freilich fehlt es noch an entsprechenden Untersuchungen auf diesem Gebiet. An neuesten Arbeiten wäre hier nur der Aufsatz von H. Stob zu nennen.

Methodisch gesehen ergeben sich daher einige neue Anhaltspunkte, wenn die Urkunden und Archivschätze der drei Hansestädte im Elbe-Weser-Raum für eine mittelalterliche Heimatgeschichte ausgewertet werden. Sie spiegeln das Verhältnis Stadt-Land wider. Damit werden wir in die Lage gesetzt, mittelbar durch die Stadtgeschichte etwas Gültiges über die mittelalterliche Heimat auszusagen und somit wesentlich zu einer Verdichtung des von der Forschung bisher gezeigten Bildes beizutragen. Zu diesem Punkt können hier nur einige Beispiele und Hinweise gegeben werden.

Die nördliche Grenze des bremischen Einflusses, die Zuwanderung an Neubürgern betreffend, lag nach dem ab 1289 geführten Bürgerbuch, ein Ergebnis der Forschungen Fr. Prüssers, bei Wollingst, Geestenseth, Wehdell, Sellstedt, Donnern, Schiffdorf, Elmlohe und Bederkesa. Immer wieder treffen wir im Bürgerbuch auf Namen, die auf eine Herkunft südlich dieser Linie deuten. Auf die Gebiete nördlich und östlich davon werden vermutlich Hamburg und Stade stärker gewirkt haben. Ob das Land Wursten mehr im Einflußgebiet Hamburgs oder Bremens gelegen hat, ist eine noch ungeklärte Frage. Hamburg schloß bereits mit dem Land Wursten 1238 einen Sicherheits- und Handelsvertrag, der durch E. von Lehe ausführlich behandelt worden ist. Jedoch auch die Bremer trafen 1269 und später ähnliche Abkommen mit den Wurstern. Wahrscheinlich war die Einflusnahme Hamburgs auf Wursten größer als die Bre-

## Bei Häusern vergrabene mittelalterliche Tongefäße

Im Laufe der letzten Jahrzehnte fand man in unserer Gegend (Kreis Osterholz und Bremer Land) merkwürdig, in der Erde vergrabene Tongefäße. Sie kamen meist bei Ausbesserungsarbeiten an und bei Häusern zum Vorschein, mit und ohne Inhalt. In den meisten Fällen glaubten die Finder, vorgeschichtliche Funde vor sich zu haben, aber augenscheinlich stammen alle aus dem späteren Mittelalter und haben eine andere Bedeutung gehabt, als die Rückstände der vorgeschichtlichen Leichenverbrennung zu bergen. Es ist aber doch anzunehmen, daß der mittelalterliche Brauch der Vergrabung von Töpfen auf vorgeschichtliche Vorstellungen zurückgeht. So weiß man, daß in der genannten Zeit die Verstorbenen vielfach in der Nähe des Herdes oder unter der Hausschwelle bestattet und diese Stellen des Hauses als „heilig“ angesehen wurden. Auf den germanischen Wodanglauben, der ebenfalls ähnliche Vorstellungen und Bräuche hinterließ, folgte die christliche Lehre, die mit aller Strenge diese „abergläubischen“ Bräuche bekämpfte oder in ihrem Sinne abwandelte. Aber die Kirche konnte sie nie ganz unterdrücken, im Gegenteil wurden sie vom Volke immer wieder angewandt. Der Aberglaube, der Glaube an unsichtbare Mächte oder an Geister war im Mittelalter, besonders im 15. bis 17. Jahrhundert, weit verbreitet und lebt auch noch heute bei manchen Menschen, vielfach unbewußt, in ihren Sitten und Gebräuchen fort.

Nach den abergläubischen Vorstellungen des Mittelalters kämen nun für die Bedeutung und den Zweck der vergrabenen Tongefäße folgende Sitten und Bräuche in Frage:

1. Das Bauopfer. Es war als Sühne für den Eingriff in den Boden, der im Besitz von geheimnisvollen Mächten und Geistern sein sollte, und zur Gewinnung eines neuen Schutzgeistes gedacht. So beim Bau von Deichen, Burgen, Kirchen und Wohnhäusern. Als Opfer nahm man Lebewesen, auch Menschen, besonders Kinder, Jungfrauen, den „Ersten“, der vorüberging (Sage vom Heuerschen Kolk. Siehe auch Storms „Schimmelreiter“), dann auch Tiere, besonders Pferde, Hunde, Katzen, Hühner und Gegenstände und Früchte. Das Bauopfer wurde meist in den Grundstein eingemauert oder unter der Hausschwelle gelegt.

2. Das Totenopfer für die Verstorbenen des Hauses, besonders für diejenigen, mit denen man in Unfrieden gelebt hatte oder die man betrog. Man wollte die „Hausgeister“ versöhnen und zu Freunden machen. Im Gegensatz zum (einmaligen) Bauopfer findet man die Totenopfer in Form von Tongefäßen mehrfach und aus den verschiedensten Jahrhunderten beieinander.

3. Der Abwehrzauber gegen allerlei Übel, wie Blitzgefahr, Feuer, Sturm, Wassernot, Diebstahl, Krankheiten bei Menschen und Vieh. Die Funde kommen meist auf der Diele und in und bei dem Stall vor. Der Inhalt der Tongefäße kann bei allen drei Fällen vergangen sein.

Bezüglich der hiesigen Fundplätze wurde festgestellt, daß es sich um alte, meist abbruchreife größere oder kleinere Bauernhäuser handelt, die mindestens 200 Jahre alt sind bzw. waren. Wenn nun im folgenden einige Funde angeführt und dazu eine Deutung gegeben wird, so möge man beachten, daß es sich hier um einen ersten Versuch handelt. Denn so viel sich aus dem heimatlichen Schrifttum ersehen läßt, ist über ähnliche Funde in und bei Bauernhäusern im Stader Bezirk noch nicht berichtet worden. Die mehrmaligen derartigen Funde in hiesiger Gegend drängen aber zu einer Klärung.

Vor etwa 20 Jahren wurde in Osterholz-Scharmbeck ein altes Häuslingshaus abgebrochen und dabei unter dem Trittstein der Eingangstür ein mittelalterlicher Henkelkrug gefunden. Es ist heute nicht mehr festzustellen, ob etwas in dem Krug war. In Frage wären wegen seiner hohen und

schmalen Form auch nur breiartige Speisen oder Flüssigkeiten, etwa Wein oder Brantwein, gekommen. Der Fundstelle nach muß man hier wohl an ein Bauopfer denken.

Bald danach kam ein zweiter Fund. In einem älteren Hause in Myhle wurde der Viehstall ausgebaut und dabei kam ein dreifüßiger Grapentopf aus Ton zum Vorschein, der ebenfalls leer in unser Heimatmuseum gegeben wurde. Dieser Fund aus dem Viehstalle kann nur so gedeutet werden, daß in den Topf ein Abwehrmittel gegen die Verzauberung des Viehes gelegt wurde.

Im Jahre 1955 erfolgten zwei Funde. In Ohlenstedt fand ein Bauer beim Abbruch seines alten Vorderhauses unter der alten Lehmziele den unteren Teil eines innen glasierten Topfes — wahrscheinlich eines sogenannten Kugeltopfes —, der eine harte erdige Masse enthielt. Als der Verfasser die harte Schicht entfernt hatte, trat Teer zutage. Solche Töpfe wurden im 15. und 16. Jahrhundert hergestellt. Die erste Deutung, es handele sich um einen richtigen Teertopf, der beim Bau des Hauses oder der Diele benutzt und dann versehentlich verschüttet wurde, muß aufgegeben werden, denn zu dem Zwecke war der Topf wenig geeignet und auch zu wertvoll. Es muß dagegen angenommen werden, daß er mit einem Zaubermittel gegen die Erkrankung des Viehes vor dem Stall vergraben wurde. Mancherorts wurde am Neujahrs-morgen Wacholder im Kuhstall verbrannt, die Tiere mit Teer gezeichnet (mit der Hausmarke?) und mit Wein oder Brantwein besprengt.

Beim Abbruch eines alten Backhauses in Vollerode fand der Besitzer draußen vor der Tür, in 50 Zentimeter Tiefe, einen etwa 30 Zentimeter hohen Topf aus Steinzeug mit tönerner Deckschüssel, ähnlich den noch jetzt gebräuchlichen Einmachtopfen. Der Inhalt des Topfes — Erde mit Knochenresten —, wurde leider sofort weggeschüttet, und damit ist eine genauere Bestimmung erschwert. In Frage kämen: Abwehrzauber zum Schutze des Brotes oder Opfer für die Hausgeister. Da aber das Alter des Topfes noch nicht feststeht, kann es sich auch um einen späteren profanen Zweck gehandelt haben. So wäre es möglich, daß — wie der Volksmund es will — in ihm zu Kriegszeiten ein Schinken vergraben worden ist!

Als Abschluß noch zwei Funde aus dem bremischen Landgebiet. In einem in den neunziger Jahren abgebrochenen Hause auf einer alten Wurt in Borgfeld fand Dr. Grohne, Bremen, unter der Türschwelle einen birnenförmigen Kugeltopf, der ein kleines eisernes Truhenschloß, mittelalterlich, und Erde mit Eierschalen enthielt. Dieser Fund legt die Vermutung nahe, so schreibt Dr. Grohne 1938, „ein Bauopfer vor sich zu haben, die gewöhnlich unter der Schwelle des Hauses niedergelegt wurden.“ Das Schloß sollte wohl den Hausgeist veranlassen, ein Hüter und Verwahrer des Hauses zu sein. Das Ei (oder mehrere) war als Speise beigegeben. Beim zweiten Fall handelte es sich um den Fund eines Kugeltopfes auf einer Hauswurt bei Seehausen. Der Topf wies vier Runenzeichen auf und war ohne Inhalt.

Es wäre noch zu wünschen, daß in der Folge bei ähnlichen Funden in und bei Häusern diese auch rechtzeitig gemeldet werden, damit weiteres Material in dieser noch ungeklärten Angelegenheit gewonnen wird. Wichtig für den Finder ist es auch, daß den mittelalterlichen Tongefäßen — wie den vorgeschichtlichen Urnen — nicht der Inhalt entnommen wird. Andernfalls ist eine genaue Bestimmung der Funde immer schwierig. (Dankbar wäre der Verfasser auch den Heimatfreunden und -forschern des Stader Bezirks, wenn sie ihre Erfahrungen in dieser Angelegenheit ihm mitteilen würden. Anschrift: Osterholz-Scharmbeck, Bahnhofstraße 51.)

Hermann Fischen

Wegen des großen Umfangs können hier nur die wichtigsten Hinweise auf benutzte Quellen und Literatur gegeben werden.

W. Jesse: Wikorte und Münzprägung, Hans. Gesch. bl. 73, 1955. H. Mitteis: Über den Rechtsgrund des Satzes „Stadtluft macht frei“, Festschrift E. E. Stengel, Böhlau, Münster-Köln 1952. C. Haase: Untersuchungen zur Geschichte des Bremer Stadtrechts im Mittelalter. Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Heft 21, 1953. E. Keyser: Die Erteilung des Stadtrechts an Stade durch Heinrich den Löwen, Stader Jahrb. Neue Folge 44, 1954. J. Johansen: Umriss und Aufgaben der hansischen Siedlungsgeschichte und Kartographie, Hans. Gesch. bl. 73, 1955. H. Stob: Dithmarschen und die Hanse, Hans. Gesch. bl. 73, 1955. Fr. Prüsser: Über die Herkunft der mittelalterlichen Bevölkerung Bremens. Zeitschr. f. hamb. Gesch. 41, 1951. E. von Lehe: Land Wursten vor 700 Jahren — die Hamburger Urkunde von 1238. Jahrb. der M. v. M. 28, 1937. H. Nierenheim: Das Handlungsbuch Vikos von Geldersen, 1895. Burchard Scheper.

# Aus der Geschichte der ältesten Otterndorfer Orgeln

J. Langer, Beverstedt, hat in seinem Aufsatz „Von alten Orgeln und Orgelbauern unserer Heimat“ ein Thema angeschnitten, das von Dr. Gustav Fock in Blankenese seit Jahren bearbeitet wird. Es ist aber wegen der vielen Kirchen unseres Morgensterngebietes so außerordentlich umfangreich, daß es mit bestem Willen von einem Menschen allein nicht eingehend genug behandelt werden kann. Interessierte Heimatforscher, Kunsthistoriker, Musiker, Genealogen u. a., sollten sich deswegen einmal gründlich mit den in vorhandenen Kirchenurkunden enthaltenen Nachrichten über die Orgeln beschäftigen, damit endlich eine umfassende und klare Übersicht über diesen bedeutsamen Kunstzweig unserer Heimat geschaffen wird.

Mich interessiert in dem genannten Aufsatz besonders der Orgelbauer Antonius Wilde (sol), der in Otterndorf wohnte. Er hat aber die erste Orgel unserer kleinen Landstadt nicht gebaut. Diese stammt vielmehr von dem Buxtehuder Meister Matthias Mahn.

Wahrscheinlich auf Betreiben und Bitten des rührigen und beliebten Otterndorfer Pastors Johann von Deventer (1545 bis 1565) sahen sich die Provisoren der Kirche nach einem Orgelbauer um. Ihre Wahl fiel auf Matthias Mahn, mit dem sie am Montage nach Viti (15. Juni) 1552 in Otterndorf verhandelten und einig wurden. Mahn sollte für die Herstellung der Orgel 330 Mark haben. Alle sonstigen Unkosten sollte die Kirche tragen. Das Mahnsche Werk wurde daraufhin in Buxtehude angefertigt und mit einem Schiffe im Frühjahr 1553 für vier Taler nach Otterndorf gebracht. Fünf Gesellen halfen dem Meister bei der darauffolgenden Aufstellung in der Kirche. Die am 14. September 1553 vorgenommene Abrechnung belief sich auf rund 432 Mark. Das Werk wurde von einem Stader Organisten „abgespielt“.

Viel Freude haben die Otterndorfer an dieser Orgel nicht gehabt. Sehr häufig mußten kleinere und größere Reparaturen daran vorgenommen werden. Welcher Art diese jedoch waren, ist aus den Eintragungen nicht ersichtlich. Vermutlich wirkte sich die Witterung an dem geleimten Holz nachteilig aus. 1559 mußte Mahn wieder eine längere Zeit an der Orgel arbeiten. Mit vier „Knechten“ wurde sie für 30 Mark und freiem Lebensunterhalt für alle in vier Wochen wiederhergestellt. Die umfangreichen Ausgaben für das Material und die Handlanger hatte die Kirche außerdem noch zu tragen. Aber nur zwei Jahre war das Instrument zu gebrauchen. Da versagte es wieder in mehreren Stimmen. Man schickte zu Mahn. Er kam aber nicht. Vielleicht war er anderweitig tätig und konnte nicht abkommen.

Nach langem Suchen fand man endlich einen Meister Wolterdes, der sich des Invaliden annahm. Er reparierte die Orgel (1561) und vermehrte die Stimmenzahl. 1568 war wieder eine größere Reparatur nötig, die („Meister Matzen“) Mahn mit drei Gesellen für einen freien Tisch für sich und seine Mitarbeiter und 45 Mark an barem Gelde in Angriff nahm. Bei Beginn der Arbeit wurden ihm 25 Mark ausgezahlt. Als er fertig war scheinen die Kirchengeschworenen eine Vereinbarung mit ihm getroffen zu haben, über die zwar nichts Schriftliches mehr vorliegt, die aber aus den Rechnungen einwandfrei zu erkennen ist. Mahn bekam nämlich von 1568 an eine jährliche Vergütung von drei Mark, für die er die Orgel in Ordnung halten mußte. Das Geld sollte er sich selbst holen und bei der Gelegenheit inzwischen eingetretene Mängel beseitigen. Nicht in jedem Jahre holte er dieses Geld ab, häufig nahm er es für zwei oder drei Jahre in Empfang.

Eine weitere, größere Arbeit nahm er mit seinem Sohne — der also auch Orgelbauer war — im Jahre 1583 vor, die er sich neben seiner jährlichen Besoldung noch anständig bezahlen ließ! — 1587 arbeitete er zuletzt an dem Werke und zog auch zuletzt seine jährliche Vergütung ein. Vielleicht ist er um diese Zeit gestorben.

(Nach der Hadelner Chronik von Scherder, S. 167, renovierte er übrigens auch im Jahre 1576 die Altenbrucher Orgel.)

Schon bei Mahns letztem Aufenthalte in Otterndorf waren 1585 umfangreiche bauliche Veränderungen am Kirchengebäude vorgenommen worden. Das Gotteshaus wurde durch einen Choranbau um seine eigene Länge vergrößert, und der alternde Meister mag damals vielleicht schon erkannt haben, daß sein Instrument den Anforderungen der vergrößerten Kirche nicht mehr entsprach.

Diesen Gedanken sprach sein Nachfolger offen aus. Nach Mahns Tode wandten sich die Kirchenprovisoren an den Hamburger Orgelbauer Hans Scherer mit der Bitte um Wiederherstellung der Otterndorfer Orgel. Scherer arbeitete gerade in Stade. Er schickte seinen Meistergesellen (so!) Antonius Wilde nach Otterndorf, damit dieser die Mängel an Ort und Stelle prüfe und vielleicht auch abstelle. Wilde erkannte sofort, daß mit der veralteten Orgel nicht mehr viel anzufangen sei. Für den empfohlenen Neubau konnten sich aber

die verantwortlichen Männer nicht entschließen. Sie hatten in den letzten Jahren zu hohe Ausgaben gehabt und mochten der wegen dieser Abgaben empörten Bevölkerung (die viele Einsprüche an das Reichsgericht nach Speyer schickte!) diese Lasten nicht zumuten. Wilde stellte also die Orgel noch einmal einigermaßen her, und die Provisoren befaßten sich mehrfach mit dem Gedanken eines Neubaus. Sie versuchten auf alle mögliche Weise Mittel dafür zu beschaffen. Als die Erhöhung der Pachtgelder von den Kirchenländereien und die Mieterhöhung der Kirchenwohnungen noch nicht genügend Geld einbrachten, entschloß man sich zu einer freiwilligen Sammlung. In einem noch vorhandenen Spendenregister wurden die Namen und die Gaben aufgezeichnet, und bald hatte man auch die Mittel für den Orgelneubau zusammen. 1596 wurde Antonius Wilde mit der Durchführung be-

Wilde



Schild geteilt von Rot über Blau. In Rot ein schreitender Löwe. In Blau ein silberner Sparrenpfeil, rechts und links begleitet von einem sechs-zackigen silbernen Stern.

(Kirche Otterndorf, an einer Empore)

auftragt. Bei seiner Ankunft in Otterndorf erhielt er einen Engelott (4 Mark, 10 Schill!) als „Gottespennig (Handgeld) und am 23. März 1596 die ersten 50 von den vereinbarten 150 Talern. Die Ausgaben für dieses Werk sind bis ins kleinste in den Kirchenrechnungen aufgezeichnet. Es würde aber im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Nur einige Nachrichten dürfen nicht unerwähnt bleiben: Die Wildesche Orgel wurde in Otterndorf angefertigt. Im 1583 neubauten Rathaussaale arbeitete der Meister mit zwei Gesellen 15 Wochen lang an der Orgel. Bleischlagen, Handlangerdienste u. a. Arbeiten wurden von Beauftragten der Kirche gemacht. Noch im

Sommer desselben Jahres konnte die Orgel in Gebrauch genommen werden —, und die Otterndorfer scheinen ihre Freude an dem Werk gehabt zu haben, denn sie gaben seinem Meister außer dem vereinbarten Gelde noch 30 Taler als Geschenk und verabredeten mit ihm die Pflege des Instruments, von der noch gesprochen wird. (Nach Scherder, S. 213, baute Wilde 1598 übrigens auch die Orgel in Osterbruch.)

Wilde schien es bei diesem Entgegenkommen in Otterndorf zu gefallen. Er siedelte sich hier an. Am Montage nach Trium Regum des Jahres 1600 leistete er den Bürgereid, nachdem er vermutlich bereits seit 1598 hier wohnte. Als Entgelt für die Beaufsichtigung der Orgel stellte ihm die Kirche ein Kuhgras kostenlos zur Verfügung, „daruor he Jarlikes in esse schall holden de orgell“, und verpachtete ihm 1609 ein weiteres für sieben Mark (ortsüblich!). Jährlich nahm er vor Weihnachten eine Prüfung der Orgel vor, die, nach der Vergütung des Bälgentreters, ein bis zwei Tage dauerte. Außer einer Erneuerung des Bälgenleders (1615) sind größere Reparaturen während seiner Zeit an der Orgel nicht gemacht worden. Die Kirche war vollkommen mit ihm zufrieden. Sie erzeugte sich ihm gegenüber dadurch dankbar, daß sie ihm seit 1614 auch das zweite Kuhgras kostenlos überließ. Wilde scheint auch selbst an seinem Werk Freude gehabt zu haben, denn von seinem fünften Platze der Bank „K“ aus, den seine Frau Elisabeth von Claus Detleff (eine angesehene Otterndorfer Familie!) geerbt hatte, konnte er den Klängen der Orgel aus nächster Nähe lauschen. Um 1618 scheint er gestorben zu sein. Bereits im Jahre 1619 mußte seine Frau für ein Kuhgras 8½ Mark zahlen. Im folgenden Jahre wird auch sie in den Rechnungen nicht mehr genannt. Es ist möglich, daß sie gestorben ist oder Otterndorf verlassen hat.

Wildes Söhne, Claus und Hans (Johann), sind seine Erben. Sie verkauften der Kirche eine ansehnliche Menge Holz aus den väterlichen Beständen.

Die Herkunft des Antonius Wilde ist unbekannt. Er könnte aus Otterndorf stammen; denn dort tritt der Name bereits im Anfang des 16. Jahrhunderts auf, und um 1560 und 1578 haben wir Namensträger, die von der Kirche zu ganz besonders vertrauensvollen Botendiensten herangezogen werden.

Unser Otterndorfer Heraldiker, Albert de Badrihay, entdeckte das Wildesche Wappen auf einer Empore in der Kirche in der Nähe der Orgel. Er gibt dazu die nebenstehende Erklärung:

Nach Wildes Tode gaben die Juraten am 3. Oktober 1621 dem „Heinrico Rauch appotek: wegen seines Schwagers, des Orgelmachers von Buxtehude, laut des vortrages auf rechenschaft“ 51 Mark 8 Schill.

Vielleicht war es ein Mahn II., der jetzt die Pflege übernahm. In der Mitte des 17. Jahrhunderts arbeitete ein Hans Rieger längere Zeit als Orgelbauer in Otterndorf.

## Quellen:

1. Kirchenrechnungen 1536—1622.
2. Intradenbuch von 1505.
3. Kirchenstuhlregister 1578 und 1609.
4. Bürgerbuch der Stadt Otterndorf 1587.
5. Begräbnisplatzregister 1609.
6. Spendenregister für die Umlegung der Orgel 1596.
7. Chronik des Landes Hadeln, 1843.

## „Lichtmessen hell un klor...“

Mit den Janewor hett de Winter för gewöhnlich sinen höchsten Steen smeten. Un wenn de Feberwor ok noch 'n Schelm in'n Nacken hebben mag — so ganz un gor slimm kann't nich mihr warn. So ganz bi lütten kriegt doch all de Sün'n dat Seggen, un mit den tweten Dag in'n Feberwor is't Lichtmessen. Denn sünd de Daag all'n ganze Stünn' ligger, dat Licht un de ganze Helligkeit kriegt weller de Owerhand. Un is dat 's morgens ok noch nich grot to marken, so fällt enen dat gegen Abend doch ganz düttlich op. Grot un rot steiht denn de Sün'n in'n Westen, un swart un krus sparrt sich de krusen Kronen van de Hoffecken dor vör. Awer weker un warmer strahlt de rode Schien dör de kahlen Tilgen as to Wihnachten. Lüttje blaue Meesen wingert in de kahlen Twiegen op un af, holt sich all jümmer poorwies bi'anner un singt in'n Schummern ganz lies ehr Abendleed. Van den Dörpplatz her sleit Kinnerlachen an mien Ohr, un wenn ick recht seh, denn drägt de lütten Görn al mit ehr gelen, grönen un blauen Papierlampen rüm un singt: „Laterne, — Laterne...!“ — Bill ick mi dat man in orer is dat wükllich wöhr, dat van de Wischen her 'n finen Ruch van Gras un grönen Grund öwer mien Gesicht strieken deit?

De Bur op'n Lann' hürt un süht un föhlt dat ok allens jüst so god, awer he kann dat nicht so van'n Munn' geven. Un wenn he dat kunn, denn da he't nich, wiel em dükt, he hett dor gor kenn

Tied to. — Wenn Lichtmessen in'n Klenner steiht, denn geiht för em dat Schirwarken weller an. De Meßgrow op'n Hoff is so vull, kanns kum noch röwerkieken, un binnen in de Ställ staht Köh un Peer so hoch op'n Meß, dat se binah öwer de Röpen kiekt. — Is ok man got, dat de beiden Brunen weller an de Arbeid komt, jüm stickt de Hawer, se biet un gnabbt sick vör Wehldaag un haut af un an al mal gegen Stenner un Wand.

Ja woll! För den Burn hett dat mit Lichtmessen wat op sik, un allerhand Riemels un Sprüch gaht em an dissen Dag woll dör'n Kopp: „Lichtmessen hell un klor — giff 'n god Kurnjohr.“, orer ok: „Lichtmessen dunkel, denn ward de Bur een Junker.“ — „Lichtmessen blitz un blank, denn ward de Fro ehr Flaß so lang.“ „Bringt Störm un Regen de Lichtmessentied, denn is dat Vörjohr nich mihr wiet.“ — „Ligg't Lichtmessen all de Katt in de Sün'n, denn krüppt se noch weller warm in de Plünn.“ — „Wenn't to Lichtmessen Fröst giff, denn früst dat noch veer Weken.“ — „Kann to Lichtmessen de Sün'n de Istappen van't Dack smülen, denn geraden de Immen.“ — „Lichtmessen düster gor, giff 'n düchtig Honnigjohr.“ — „Wenn to Lichtmessen de Nurdwind weht, denn in'n Sommer dat Kurn god steiht.“ — „Danz't Lichtmessen all de Mücken, mutt de Bur na't Fudder kieken.“ — „Schient Lichtmessen de Sün'n al hitt, denn war't noch mal weller kold un witt.“

Wat du nu van disse Riemelee holen wullt, dat

## „Hoch klingt das Lied vom braven Mann...“

Wohl jeder Literaturfreund wird das Gedicht von Gottfried August Bürger kennen, das mit diesen Worten beginnt und die Tat eines Mannes rühmt, der bei einer Wassersnot die Rettung einer ganzen Familie schildert, die ohne ihn gefährdet und vom Tode bedroht wäre.

Ein ähnliches Gedicht feiert die Tat des Wurster Schiffers Johann Schwanewedel und seines Gehilfen Hachmann aus Padingbüttel, die dieser ebenfalls aus eigenem Antriebe und reiner Menschenliebe zur Rettung der Besatzung eines schwedischen Schiffes im Jahre 1845 unternahm und nun von seinem Landsmann Karl Riehl aus Cappel deswegen in einer Ode gepriesen wird. Beide lassen sich zwar in ihrem dichterischen Gehalt nicht miteinander vergleichen, wenn sie auch gleich gut gemeint sind. Auch ist zu berücksichtigen, daß der Rettungsdienst für Schiffbrüchige an der deutschen Nordseeküste seit längerer Zeit von der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger besser organisiert ist, wie Erich von Lehe im Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern vom Juni 1951 betont hat; aber im Jahre 1845 war dies noch nicht der Fall, und um so höher muß die Aufopferungsfreudigkeit einzelner anerkannt werden, die schon damals aus reiner Menschenliebe das Wagnis auf Leben und Tod auf sich nahmen, um ihre Brüder auf See zu retten, wenn die Not solcher an sie herantrat.

Johann Schwanewedel war der Sohn des Schiffers gleichen Namens und am 22. August 1815 von dessen Ehefrau Anna Dorothea, geb. Itjen, geboren. Der Großvater war der Hausmann Hanke Johann Schwanewedel in Rintzeln, Kirchspiel Wremen. Am 20. November 1810 hatte Johann Schwanewedel die Tochter des Gastwirts Dierck Hinrich Itjen in Padingbüttel-Alteideich geheiratet. Das Schiff Schwanewedels war ein Ewer und hatte seinen Liegeplatz im Padingbütteler Tief. In der Sturmnacht zum 4. Februar 1825 gingen Johann Schwanewedel, Vater und Sohn, noch nach dem Tief, bei dem Neuen Deich war das Schiff besser zu vertäuen, weil sie den Sturm kommen fühlten. Der Vater äußerte bei dieser Gelegenheit noch zu dem Sohn: „Ich glöw, dat Water kummt noch in!“ Sein Sohn pflegte später immer zu sagen: „Harr ick noch keen Angst, denn kreeg ick nu aber welke!“ Als sie zum Alteideich zurückkehrten, erhielten sie die Nachricht, daß der Blitz in den Padingbütteler Kirchturm eingeschlagen hatte. Sie waren aber von dem Weg nach dem Neuen Deich schon so ermattet, daß sie sich an der Rettung des Turmes nicht mehr beteiligen konnten. In der Nacht zum 23. Oktober 1845 hörten Johann Schwanewedel und sein Schifferknecht Hachmann aus dem Watt dumpfe Notsignale, die auf Schiffbrüchige schließen ließen. Als der Morgen graute, sahen sie durch wildbewegtes Wolkengewühl hindurch vor der Wesermündung auf Tegeler Plate ein Schiff, das segel- und mastberaubt nur noch durch ein flatterndes Fähnlein die höchste Not der Besatzung erkennen ließ. Noch einmal dröhnte es dumpf herüber, bis der Schiffer den Entschluß zum Rettungsversuch faßte. In der Ode heißt es darüber:

„Wohlan!“ so spricht er, „Hachmann, ans Werk mit Gott!“

Den ganzen Reichtum setz ich zur Rettung ein;  
Die Anker hoch! Bald naht im mildern  
Sturme der bahnenden Ebbe Schutzgeist!“

Schon flogen die Segel, rauschend durchfuhr der Kiel die hohen Wogen, mutvoll steuern beide dem fernen zerstörten Wrack zu. Wohl trennt das

schast du sülsen weten. Kannst di jo man dat rut-söken, wat för di paßt. An de Hauptsak ännert dat nix. — Kiek mal hen: an den Haßelnötbush hängt all weller de finen gelen Rupen. Un wo lang will't durn, denn kladdert weller de lütten sülwern Kat-ten op de Wicheln un spegelt sick in de klor Beek. De Lierk flüht mit ehr Leed gegen den hogen Heben an, un an de Dackrünn' slept Lünkenmudder lange Strohhalms un bunte Flicken in ehr Hüsung. Se mag't jo dorüm doon, dat ehr noch'n degten Stoot Winterwehr in de Knaken stickt, awer worüm wult du jümmer dat Slimmste annehmen, kanns jo ebenso got dat Beste höpen, dat Slechte kummt sowieso noch fröh 'nog ansleken.

Ah wat! Rein gor nix brukt du van all de Regeln und Riemels to glöben, de dien Klenner öwer Lichtmessen wet. Awer du wullt mi doch jowoll nich afstrieden, dat dit Wurt so vel Helligkeit un Sünnesschienen in sick bargt. Wenn du dor in disse Wies' öwer dinkst, denn verstehst du ok, worüm se in früheren Tieden brennen Lichter vör de Finsters stellen deen, worüm se in de Wischen all mal 'n lütten Fier anbötten, in'n Kreis dor um danzen un mit ehr helle Singen de düstern Schat-ten verjagen wullen. Nun mag dat ok klor warn, woto in de Broonswiger Gegend to Lichtmessen grote Semmeleuten un allerhand Gelagen ansett' wurn, wo dat gewiß nich trurig un tranig hergung. Ja, ja! De Winter hett verspeelt, — — de Sün'n hett dat Seggen.“

Hinrich Braasch

Meer die Segler schon meilenweit vom heimischen Strand, aber die Brandung vor ihnen mahnte zur Vorsicht. Bis hierher und nicht weiter! Vor euch lauert Verderben auf falscher Sandbank. Als in einer durch Sandbänke geschützten Bucht die mitgeführte Jolle vom Schiff gelöst und ins Meer hinabgelassen war, merkten die beiden, daß es unmöglich sei, die Jolle durch Rudern durch die Brandung hindurchzubringen; die Brandungsbarriere war zu stark. Es blieb nichts übrig, als durch einen Sprung in das seichte Wasser die Jolle mit Seilen zu umwinden, mit Riesenkräften sie durch die Brandung zu ziehen und so die Verbindung mit dem Wrack herzustellen. Endlich waren sie am Ziel, und der rettende Kahn konnte viermal die Schiffbrüchigen auf den Ewer holen, der nun durch den neu sich erhebenden Sturm und die inzwischen hereinbrechende Nacht dem heimatischen Strand entgegengleitete, während das Wrack der schwedischen Galliot „Wilhelmine“ auf Tegeler Plate restlos zerschellte. Die Tat sprach sich natürlich herum und gelangte auch zu den Ohren des Königs Ernst August von Hannover, der die kühnen Retter zu sich rief und sich von ihnen über das Erlebte berichten ließ. Als Dank für die rettende Tat überreichte er ihnen eine Gold- und Silbermedaille, während ihnen aus Schweden ein Geschenk in schwedischen Talern übersandt wurde.

Dabei mag bemerkt werden, daß damals noch patriarchalische Zeiten und Sitten waren, insbesondere auch zwischen den Herrschern, Landleuten und ehemaligen Soldaten. So sah es der König Ernst August nicht ungern, wenn sich letztere bei gelegentlicher Anwesenheit in der Residenz Hannover bei ihm im Schloß meldeten, und der Kantor und Lehrer Brandes in Dorum verfehlte als solcher, der vom König einen Posten als Lehrer erhalten hatte, bei Anwesenheit in Hannover auch nicht, hier bei dem König seine Aufwartung zu

machen. Da dieser als gebürtiger Engländer die deutsche Sprache nicht gerade fließend beherrschte, empfing er ihn durchweg mit Worten, wie: „Es ist mir lieb und angenehm, wenn ein alter Kriegsknecht sich uns naht!“, und er unterließ es, da er bei dem alten Lehrer Interesse für seine Kinder voraussetzte, auch nicht, ihm diese vorführen zu lassen. Wenn Brandes nach der Rückkehr in die Heimat hierüber seinen Freunden berichtete, versäumte er nicht, zu erwähnen, daß er auch „die kleinen Majestäten“ habe begrüßen können.

Doch zurück zu dem für seine Rettungstat ausgezeichneten Schiffer Johann Schwanewedel und seinem Gehilfen. Johann Schwanewedel traf am Ende seines Lebens noch das Unglück, daß beim Umladen eines Sackes Korn aus seinem Ewer in die Schaluppe das leichte Boot kenterte und er selbst ins Wasser stürzte und ertrank. Sein Sohn Erich heiratete die Schwester des Bauern Ernst Wohlers in Padingbütteler Strich, zog nach Dorum-Neufeld und ist achtzigjährig im Jahre 1935 gestorben. Auch der Bruder von Johann Schwanewedel, Friedrich Schwanewedel, war Schiffer und heiratete die Tochter des Erich Schwanewedel, also seine Nichte und gelangte durch Erbfall in den Besitz der vom König verliehenen Medaillen und der darüber ausgestellten Urkunden.

Während der Ewer der Schwanewedel zunächst dazu diente, Frachten sogar bis nach England zu befördern, bekam er später, als er nicht mehr seetüchtig war, seinen Liegeplatz im Wremertief, von dem aus das „Schillen“ auf den Muschelbänken des Wurster Watts betrieben und die Muscheln zu dem auf dem Hof eines Verwandten, des Gastwirts Schwanewedel daselbst, befindlichen Kalkofen ohne Schwierigkeit gebracht werden konnten. Jetzt ist dieser Erwerbszweig durch Stilllegung des Kalkofens erloschen und der Ewer abgewrackt worden.

R. Wiebalck

## Mitteilungen und Hinweise

### Ehrungen für Morgensterner

Das Bundesverdienstkreuz wurde Hauptlehrer Wilhelm Klenck in Lamstedt für seine Verdienste um Heimatforschung und Heimatpflege verliehen.

Museumsleiter und Lehrer Karl Waller in Cuxhaven wurde in Anerkennung seiner vor- und frühgeschichtlichen Forschungen zum Korrespondierenden Mitglied der „Römisch-Germanischen Kommission“ des Deutschen Archäologischen Instituts ernannt.

Wir beglückwünschen die also Geehrten herzlich und freuen uns mit ihnen der verdienten Anerkennung jahrzehntelanger uneigennütziger Arbeit!

### Eine wertvolle Ausstellung

Der junge, sehr rührige Heimatverein Rotenburg i. H. hat unter Leitung von Oberkreisdirektor Janssen nach kurzer Pause seine weitere bedeutende Ausstellung „Friedhof und Denkmal“ eröffnet. Denkmale wie Friedhöfe sind wesentliche Teile unseres Heimatbildes, an deren Ausgestaltung in den letzten Jahrzehnten aus mangelnder Kenntnis oder unter falscher Beratung viel gesündigt worden ist. Eine Ausstellung, die hier in Beispiel und Gegenbeispiel jedem sichtbar und verständlich zeigt, was gut und nicht gut und vom Übel ist, kann nicht dankbar genug begrüßt werden.

Wir werden auf diese verdienstvolle Unternehmung noch ausführlicher zurückkommen und empfehlen den Besuch der Ausstellung, die bis zum 26. Februar geöffnet bleibt, wärmstens!

„Hospitium Ecclesiae“ — Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte. Walter Boettcher Verlag, Bremen 1954. 132 S., geh.

Unter diesem Titel gaben Pastor Bodo Heyne und Dr. Kurt Schulz erstmalig 1954 im Auftrage der neugegründeten Kommission für bremische Kirchengeschichte eine Sammlung von Aufsätzen heraus. Warum solche Veröffentlichungen von Wichtigkeit und notwendig sind, wird im Vorwort gesagt: Heute ist die Kenntnis von dem großen Ansehen, das die Bremische Kirche in der Nachreformationszeit als Asylkirche genoß, selbst in Bremen weitgehend nicht mehr vorhanden.

In einem Leitaufsatz über die Entstehung der kirchlichen Eigenart in Bremen von Bodo Heyne wird dann ferner darauf hingewiesen, daß auch die besondere kirchengeschichtliche Entwicklung in Bremen seit der Reformation der Allgemeinheit kaum noch bekannt ist, angefangen bei der Tatsache, daß die bremische evangelische Kirche Jahrhundert hindurch, bis ins 19. Jahrhundert hinein, reformiert war und daß eine umfassende geistliche Leitung fast immer gefehlt hat, der der Rat der Stadt, wenn sie sich zu konsolidieren suchte, immer wieder die Zügel anlegte. Noch unter dem Bürgermeister Johann Smidt war das so.

Und es ist klar, daß die einzelnen Gemeinden — das wird als dritte in Vergessenheit geratene

Tat von Pastor Bodo Heyne herausgestellt — bei der fehlenden geistlichen Leitung eine große Selbständigkeit erlangten.

Über diese sehr entwickelten Dinge, die Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit der Gemeinden im Kampfe mit den Ansprüchen der Gesamtkirche und des Senats, unterrichtete dann ein Aufsatz des Kirchenrechtlers Burchard Tieleman ebenso wie der dem Bande beigegebene Sonderdruck zweier Aufsätze von Prof. Rudolf Smend, des Leiters des Kirchenrechtlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland. Das Heft enthält auch kirchenbaugeschichtliche und kirchenmusikalische Aufsätze, so z. B. über die Baugeschichte des Domes und die „Bremer Evangelische Messe von 1525“.

Der uns Morgensternern wohlbekannte Dr. Kurt Schulz berichtet dann anschaulich über die Kirchentage des 19. Jahrhunderts von 1848 bis 1852, letzterer in Bremen. Man erstrebte damals den Zusammenschluß der vielen deutschen Landeskirchen, man erreichte aber nur wenig. Johann Hinrich Wichern vom Rauhen Hause bei Hamburg hatte dagegen mit seiner Idee der Inneren Mission, die von damals bis heute einen so großen Aufschwung genommen hat, großen Erfolg.

Zum Schluß sei noch des Beitrages gedacht, der in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Titel des ganzen Heftes steht. In ihm weist Dr. Hans Jessen unter der Überschrift „Hospitium Ecclesiae pressae“ auf die regen Beziehungen hin, die das protestantische Bremen im Reformationszeitalter zu den unter Druck stehenden protestantischen Kirchen Schlesiens unterhielt.

Es scheint freilich, als ob diese Beziehungen mehr zufällig entstanden seien, aber sie führten zu einer großen Annäherung der religiösen Standpunkte in der Reformationszeit, weil man auf beiden Seiten mehr der reformierten Kirche zuneigte. Und als dann nach dem Sieg der Katholischen Liga am Weißen Berge bei Prag (1620) das Schicksal der protestantisch-calvinistischen Schlesier besiegelt schien, nahm Bremen viele in Gewissensnot geratene und verfolgte Protestanten in seinen Mauern auf, zumeist Geistliche, Lehrer, Gelehrte, die in Bremen nicht die Handels- und Seestadt, sondern die Stadt der Gelehrten, die Stadt, der sie sich geistig verwandt fühlten und von der sie Schutz erhofften, sahen.

So groß war damals die Anziehungskraft Bremens in geistig-religiöser Beziehung. Alle diese Dinge in gemeinverständlicher Form vorzutragen, ist den Verfassern wohl gelungen und es bleibt zu hoffen, daß weitere solcher Hefte mit Forschungsergebnissen folgen werden.

Paul Torp

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127.